

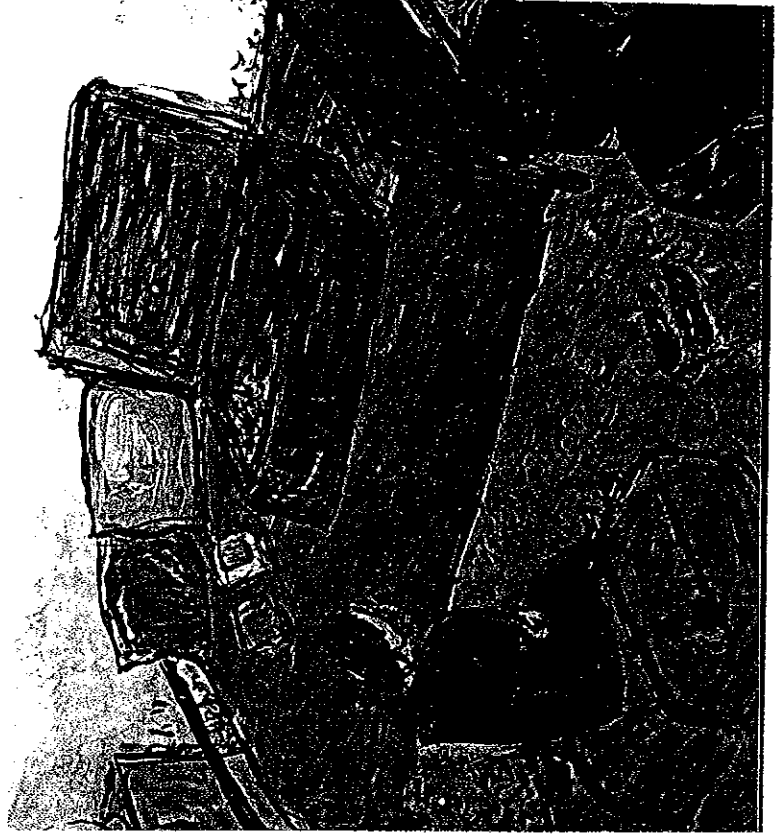
dtv

# Ruth Klüger weiter leben

Eine Jugend

»Der Tod, nicht Sex war das Geheimnis, worüber die Erwachsenen tuschelten, wovon man gern mehr gehört hätte. Ich gab vor, nicht schlafen zu können, bettelte, daß man mich auf dem Sofa im Wohnzimmer (eigentlich sagten wir ›Salon‹) einschlafen ließe, schlief dann natürlich nicht ein, hatte den Kopf unter der Decke und hoffte, etwas von den Schreckensnachrichten aufzufangen, die man am Tisch zum besten gab. Manche handelten von Unbekannten, manche von Verwandten ... « Ruth Klüger erzählt aus ihrer Kindheit. Mit sieben Jahren durfte sie in ihrer Heimatstadt Wien auf keiner Parkbank mehr sitzen. Als sie trotz des Verbots für Juden ins Kino geht, um Walt Disneys ›Schneewittchen‹ zu sehen, stellt eine Nachbarstochter sie bloß und droht mit Anzeige. Mit elf kommt sie ins KZ. Eine Jugend. »Mir ist keine vergleichbare Biographie bekannt, in der mit solcher kritischen Offenheit und mit einer dichterisch zu nennenden Subtilität auch die Nuancen extremer Gefühle ... vergegenwärtigt werden.« (Paul Michael Lützeler in der ›Neuen Zürcher Zeitung‹)

*Ruth Klüger* wurde am 30. Oktober 1931 in Wien geboren. Sie wurde nacheinander in die Konzentrationslager Theresienstadt, Auschwitz-Birkenau und Christianstadt verschleppt. 1947 wanderte sie in die USA aus und studierte dort Anglistik und Germanistik. Heute lebt sie als Literaturwissenschaftlerin in Irvine/Kalifornien – mit einem zweiten Wohnsitz in Göttingen. »weiter leben«, ihre erste literarische Veröffentlichung, fand ein überwältigendes Echo bei Kritikern und Publikum, und Ruth Klüger wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. 1994 erschien ihr Buch ›Katastrophen. Über deutsche Literatur, 1996 ›Frauen lesen anders‹.



Dieses Buch liegt auch in der Reihe dtv großdruck  
als Band 25106 vor.

Von Ruth Klüger sind außerdem  
im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Frauen lesen anders (12276)  
Katastrophen. Über deutsche Literatur (12364)

*Den Göttinger Freunden ... ein deutsches Buch*

## INHALT

Erster Teil. Wien . . . . .	9
Zweiter Teil. Die Lager . . . . .	69
Theresienstadt . . . . .	81
Auschwitz-Birkenau . . . . .	106
Christiansstadt (Groß-Rosen) . . . . .	140
Dritter Teil. Deutschland . . . . .	171
Flucht . . . . .	171
Bayern . . . . .	192
Vierter Teil. New York . . . . .	225
Epilog. Göttingen . . . . .	269

Ungekürzte Ausgabe

November 1994

9. Auflage Dezember 1999

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

© 1992 Wallstein Verlag, Göttingen

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: © Charlotte Salomon

Foundation/Collection Jewish Historical Museum, Amsterdam

Satz: Wallstein Verlag, Göttingen

Druck und Bindung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,  
Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 3-423-11950-0

selhaftem Wahn abzubrechen«, genau dort, wo es unbequem wird.

Ich meine nicht, daß man »keine Gedichte nach Auschwitz« schreiben dürfe. Ich meine nur, daß Gedichte neben ihren Schaukelrhythmen und unreinen Reimen auch aus sinnträchtigen Sätzen bestehen, und hinter diesen lauert oft wieder ein anderer Sinn, der in meinem, in diesem Fall aus einer zähneklappernden Angst besteht, sich der Wahrheit zu stellen. Was hier nicht zur Sprache kommt, ist die knirschen-de Wut, die unsereiner irgendwann haben muß, um den Ghetos, den KZs und den Vernichtungslagern gerecht zu werden, die Einsicht, daß sie eine einzige große Sauerei waren, der mit keiner traditionellen Versöhnlichkeit und Märtyrerverehrung beizukommen ist. Man muß diese Wut gehabt haben, um sich wieder zu beruhigen, und wenn man sie gehabt hat, dann wird man keine solchen Gedichte mehr schreiben wie das obige, keinen Exorzismus der Gaskammern, Beschwörung mit Kerzen und anderem Spielzeug.

Und doch kann ich ihn nicht ganz verwerfen, diesen hausbackenen Kaddisch der Tochter, hausbacken im wörtlichen Sinne, das heißt in keinem Tempel gelernt und gesprochen. Besser als nichts, solche gebastelten Mythologien, Phantasiën.

## 7

Zunächst jedoch sind wir in der ersten Schulklasse alle zusammen Österreicher gewesen und haben das Dollfußlied gesungen. Auswendig lernen konnte ich's leicht, aber mit der Melodie haperte es, und die Klasse brach in so helles, fröhliches Sportgelächter aus, als ich im Singen geprüft wurde, daß die Lehrerin es danach aus Mitleid unterließ, mich vorsingen zu lassen, und mir die schlechte Note erteilte, ohne daß ich den Beweis meiner Unfähigkeit erst erbringen mußte.

Mit meinem wahllosen und unkritischen Gedächtnis für alles Gereimte habe ich auch diesen fanatisierenden Text

nicht vergessen. Ich muß ihn im ersten halben Schuljahr gelernt haben, eine merkwürdige Zumutung für Sechsjährige, aus der sich das Wesen der öffentlichen Erziehung in Schuschunniggs Österreich ablesen läßt. Hiermit die erste Strophe:

Ihr Jungen, schließt die Reihen gut,  
Ein Toter führt euch an.  
Er gab für Österreich sein Blut,  
Ein wahrer deutscher Mann.  
Die Mörderkugel, die ihn traf,  
Die riß das Volk aus Zank und Schlaf.  
Wir Jungen stehn bereit,  
Mit Dollfuß in die neue Zeit!

Das Lied hatte ein kurzes Leben. Im März war Anschluß, und da war von Dollfuß, dem Helden, nicht mehr die Rede, da die besagte Mörderkugel ja von einem Nazi abgeschossen worden war, wiewohl dabei *ein* Faschist den anderen umlegte.

Zu Hause war man sozialdemokratisch und daher wenig erbaut, als ich mit meinem Dollfußlied einzog. Das Wort »Floridsdorf« fiel, die erste der unheimlichen Anspielungen, von denen ich jetzt so viele hören sollte. Das ließ mir keine Ruhe. Schließlich brachte ich jemand, vielleicht das Dienstmädchen, vielleicht meine Mutter, dazu, das Rätsel halbwegs aufzuschlüsseln: »In Floridsdorf hat der Dollfuß auf die Arbeiter schießen lassen.« Das war zu viel oder zu wenig gesagt, es war wie die Kinder, die angeblich aus dem Bauch der Mutter kommen (»aber wie, um Gottes willen, wie?«). Floridsdorf war beängstigend nahe, und da hatte also eine von der Regierung angezeittelte Schießerei stattgefunden? Ich wußte nicht recht, wohin mit meinem noch nestwarmen Patriotismus.

Manchmal erzählte jemand vom Weltkrieg, der noch nicht der Erste Weltkrieg hieß. Eine Dienstmädchengeschichte rührte mich bis zu Tränen. Es ging um Brot in

Hungerzeiten: Bei der Verteilung hätten alle Kinder immer das Scherzl (Kante oder Knust) verlangt, weil daran mehr zu kauen war. Als die Erzählerin endlich ein Scherzl abbekam, sparte sie die kostbare Bronscheibe in einem Versteck auf. – Der geübte Leser kann sich denken, daß das Scherzl gestohlen wurde und das kleine Mädchen leer ausging. Eine herzzerreißende Anekdote aus höhlendunkler Vergangenheit.

Meine erste Leiche war Großpapas sprechender Papagei oder Papageiin. Sie hieß Laura, und ich kannte sie von frühester Kindheit. Laura war also kein gewöhnlicher Vogel, sondern fester Bestandteil der Großfamilie, seit Urzeiten, das heißt, vor dem eigenen Gedächtnis. Sie wurde in meinem Beisein von einem überzüchteten, überkandidelten Drahthaartertier erwischt und zerfleischt. Die Erwachsenen schrien und gestikulierten, befahlen dem Hund umsonst, den Papagei fallen zu lassen. Der Hund dachte nicht daran zu gehorchen, sondern kroch unter das Sofa und ließ den quietschenden Vogel nicht los, bis nur noch blutige Fetzen übrig waren. Ich stand in der Tür und brüllte drauflos.

Und nun hieß das Land Ostmark, und der Direktor kam persönlich in die Klasse und erklärte uns den Hitlergruß. Er machte ihn uns vor, und die Klasse machte ihn nach, nur die jüdischen Kinder, die sollten von nun an hinten sitzen und nicht so grüßen. Er war freundlich, die Lehrerin war vernünftig, so daß ich mit unverwüstem Optimismus nicht sicher war, ob unser Ausnahmezustand eine Auszeichnung oder eine Zurücksetzung sein sollte. Schließlich wußten die Erwachsenen doch, daß unser Land überfallen worden war. Sie konnten doch nicht alle Nazis sein.

In der Handarbeitsstunde lernten die Klassenkameradinnen nun Hakenkreuze aus buntem Papier zusammenkleben, wir vier bis sechs Jüdinnen durften kleben, was wir wollten, was eigentlich gemütlich war, wenn es nicht auch wieder ungemütlich gewesen wäre. Gelegentlich kamen die artischen Mädchen und ließen uns bewundern, was sie da Schönes gebastelt hatten. Wir durften kritisieren und vergleichen. Daß es so auf die Dauer nicht weiterging, mußte der Obrigkeit

einleuchten. Wir wurden aus den öffentlichen Schulen ausgeschlossen und bekamen unsere eigene Schule.

Ich war für ein Heimargefühl sehr empfänglich gewesen: Donauweibchen und Basilikenhaus, Stock im Eisen und Spinnerin am Kreuz, Türkenbelagerung und unsere Frühstückskipferl, als Halbmond gebacken, um die Feinde zu verunglimpfen, das lodernde Barock der Pestsäule und dazu die Geschichte vom lieben Augustin, der mit dem Dudelsack, der besoffen in die Pestgrube fiel, unter Leichen schlief und heil davonkam. Der aus dem Massengrab Gestiegene, nicht Infizierte, der Unverwütlche, Verächtliche und Liebenswerte. (Doch hier gehe ich zu weit, das sind schon die Gedanken einer späteren Lebensperiode.) Wenn die Deutschen erst weg sind, so dachte ich lange, dann ist das alles auch wieder meine Vergangenheit, meine Legende, und die Stadt ein Ort, wo auch ich hingehöre. Inzwischen galt es, sich den Glauben an Tannengrün und Ährengold nicht nehmen zu lassen, also den Glauben an ein Land, das Österreich hieß und nicht Ostmark, und wo die Deutschen nichts zu suchen hätten. Ich verfaßte dementsprechend einige vaterländische Verse, zeigte sie meiner Mutter und erfuhr zum ersten Mal die Beschämung einer vernichtenden Kritik am eigenen Werk. Tränenvoll plädierte ich für das andere, wahre Österreich, das gibt es doch, das sagt ihr doch selbst oft, dieses Österreich ist's, worüber ich schreibe. Nichts zu machen. Meine Mutter wollte von meiner Vaterlandsliebe verschont bleiben.

Und nun, als mein ungefestigter Glaube an Österreich ins Schwanken geriet, wurde ich jüdisch in Abwehr. Bevor ich sieben war, also schon in den ersten Monaten nach dem Anschluß, legte ich meinen bisherigen Rufnamen ab. Vor Hitler war ich für alle Welt die Susi, dann hab ich auf dem anderen Namen bestanden, den ich ja auch hatte, warum hatte ich ihn denn sonst, wenn ich ihn nicht benutzen durfte? Einen jüdischen Namen wollte ich, den Umständen angemessen. Niemand hat mir gesagt, daß Susanne genau so gut in der Bibel steht wie Ruth. Wer war schon bibelfest bei uns zu

Haus? Ich hab die Erwachsenen mit großer Sturheit aus- gebessert, wenn sie mich beim alten Namen riefen, und sie- he, man gab nach, lächelnd, ärgerlich oder anerkennend. Es war das erste Mal, daß ich etwas durch reine Hartnäckigkeit durchsetzte, und so hab ich mir den richtigen Namen er- trotz, ohne zu wissen, wie sehr er der richtige war, den Na- men, der »Freundin« bedeutet, den Namen der Frau, die aus- gewandert ist, weil sie die Freundschaft höher schätzte als die Sippschaft. Denn Ruth ist ausgewandert, nicht um des Glau- bens, sondern um ihrer Schwiegermutter Naämi willen, die sie nicht allein ziehen lassen wollte. Sie war einem Menschen treu, und dieser Mensch war eben nicht der geliebte oder angetraute Mann, sondern es war eine frei gewählte Treue, von Frau zu Frau und über die Volkszugehörigkeit hinweg. (Diese Lesart des Buches Ruth wird mir kein Theologe rau- ben und schon gar nicht ein männlicher. Dafür schenk ich euch das Buch Esther und Makkabäer dazu. Die brauch ich nicht, diese Fabeln vom Sieg durch Sex und Gewalt, die könnt ihr so nationalistisch und chauvinistisch lesen, wie ihr wollt.)

Nur meine alte Großmutter nannte mich bis an ihr Ende Susi. Sie starb in Theresienstadt, keines ihrer neun Kinder war bei ihr, nur ihre erstmals verwöhnte, aber in dieser Situation rührend töchterliche Schwiegertochter, meine Mutter. Die anderen, die ausgewandert waren, hatten ja alle geglaubt, daß niemand einer alten Frau was antun würde. Oder einem Kind, wie ihrem jüngsten Enkel, der Susi.

Wir waren emanzipiert, aber nicht assimiliert. Der Unter- schied mag als Haarspalterei gelten, uns war er wichtig. Am Versöhnungstag aßen und tranken die Erwachsenen von Sonnenuntergang bis zum nächsten Sonnenuntergang nichts, und so war Erwachsensein unter anderem Fasten- dürfen. Wenn ich erst dreizehn bin, dann darf ich das auch. Zehn Tage vor dem Jom Kippur, dem Versöhnungstag, war Rosh Hashanah, Neujahr, man feierte die Erschaffung der Welt, Anlaß genug, um ausnahmsweise in die Synagoge zu gehen. Ich saß oben bei den Frauen, hörte die Männer unten

in einer Sprache beten, die ich nicht verstand, und langweilte mich bitterlich. Bei uns gab es Schweinefleisch und Schin- ken, aber bitte zeig Respekt für die vielen Juden, auch in der eigenen Familie, die das nicht essen, und tu mir den Gefallen und friß bitte nicht Schinken auf Matzeh vor Leuten, die daran Anstoß nehmen könnten. Dieser Ausdruck meines Vaters (oder war's mein Großvater mütterlicherseits?) war als pädagogischer Witz gemeint und wurde mit gebührender Heiterkeit aufgenommen. Matzeh, das ungesäuerte Oster- brot, war eine gute Sache einmal im Jahr, aber anders als bei frommen Juden gab es bei uns auch in der Pessachwoche Brot. Im übrigen bestand die Auffassung, daß die Kasch- ruth-Gesetze für uns Heutige ein Blödsinn seien, aus einer Zeit und einem Land stammend, wo es gefährlich war, Schweinefleisch zu essen. Hygienegesetze. Moses als Auf- klärer. Und wir schon immer das aufgeklärte Volk.

Ich besann mich also auf mein Judentum. Aber was hieß jüdisch sein? Ich war in der Schule eingetragener worden als »mosaischer Konfession«. Das Wort war mir unbekannt. Ein Mosaik gab es unter meinen Spielsachen. Aber nein, mosai- sch hat nichts mit Mosaik zu tun, das kommt von Moses, unserem Gesetzgeber, dem aufgeklärten. Kein Wunder, daß ich das Wort nicht kannte: Es war ein Euphemismus, als sei das Wort »jüdisch« durch antisemitischen Geifer entwertet worden. Im mosaischen Religionsunterricht erzählte ein lie- ber alter Herr Bibelgeschichten, ließ sie uns auch manchmal mit verteilten Rollen spielen. Die christlichen Kinder, bei denen ich mich nach ihrem Religionslehrer erkundigte, waren weniger zufrieden. Es gebe zu viel auswendig zu ler- nen. Das schien mir nicht so schlimm, aber daß Gott einen Sohn gehabt hätte, war unwahrscheinlich: Menschen haben Kinder, Gott ist kein Mensch.

Ende 1938 müssen wir noch das Dienstmädchen gehabt haben, die kurz darauf nicht mehr bei uns bleiben durfte, denn ich bekam eine Süßigkeit von ihrem kleinen Weih- nachtsbaum geschenkt. Als ich erfuhr, wo das »Zuckerl« her- kam, hab ich es ausgespuckt, nichts Christliches sollte meine

jüdischen Lippen berühren. Da merkte ich, daß ich die Spenderin gekränkt hatte und erschrak. Ich hatte ein Zeichen setzen wollen und erfahren, daß symbolische Handlungen wie die Wetterhähne schwanken und, vom Wind abhängig, in alle vier Himmelsrichtungen zeigen können. Verwirrt in meiner Selbstgerechtigkeit hätte ich sie zur Versöhnung fast um ein zweites Zuckerl gebeten, weil das erste nun schon einmal weg war, im Klo hinuntergespült. Doch so weit konnte ich mich nicht überwinden. Es blieb beim Unbehagen über die neu entdeckte Möglichkeit moralischer Ambivalenzen.

## 8

Ich muß gestehen, daß ich tatsächlich eine sehr schlechte Jüdin bin. Ich kann mich an kein Fest erinnern, bei dem mir wohl gewesen wäre. Ich denke hier vor allem an die Sederabende in Wien. Diese rituelle Mahlzeit, überfrachtet mit poetischen und symbolischen Bedeutungen, war sehr aktuell, denn sie feiert die Erlösung des Volks durch Flucht und Auswanderung. Pessach ist an und für sich das phantasievollste Fest, das man sich denken kann, eine Gesamtinszenierung von Geschichte, Fabel und Lied, von Folklore und Großfamilienessen, und hat noch im bescheidensten Rahmen einen Aspekt von Pracht und Weirtheater. Nur ist es leichter ein Fest für Männer und Kinder, nicht eines für Frauen.

Nicht einmal einem unerfahrenen kleinen Mädchen konnte die geschlechtsspezifische Rollenverteilung des Abends entgehen, da die Tanten den ganzen Tag erhitzt in der Küche standen, um die Gerichte zuzubereiten – was sie zu diesem Anlaß ohne die christliche Haushaltshilfe tun mußten –, die Gerichte, die dem ältesten Onkel dann dazu dienten, die Geschichte vom Auszug aus Ägypten feierlich auszulegen. Die Tanten waren an diesem Tag nicht immer gut gelaunt oder auch nur ansprechbar. An einem Sederabend saß die Schwester meiner Mutter weinend und vornübergebeugt, die Arme auf dem Tisch, den Kopf auf den

Armen. Warum? Sie war abergläubisch und unglücklich, weil dreizehn bei Tisch saßen. Mein Bruder spricht sie an, sichtlich verstört: »Man muß doch heute *angelehnt* sitzen, Tante« (ein Gebot des Fests). Mein Vater, sichtlich angewidert, nimmt den Hut und verläßt Tisch und Haus, damit wir nur noch zwölf sind und die Schwägerin aufhören kann zu weinen. Wer weiß, vielleicht war ihr Benehmen darauf angelegt, ihn loszuwerden. Allgemeine Betretenheit der Zurückgebliebenen.

An einem anderen Sederabend kam es zu einem Zusammenstoß zwischen mir und dem nächstälteren Cousin. Ich hatte fest damit gerechnet, daß ich, jetzt wo ich lesen konnte, die zentrale Frage des Abends stellen dürfte, die der jeweiligen Jüngste fragen muß: »Warum ist diese Nacht ausgezeichnet von allen anderen Nächten?« Auch auf hebräisch konnte ich diesen wichtigen Satz, das Maneschane, sagen.

Aber der Jüngste ist nicht *die* Jüngste, und meinem Cousin gefiel es, sich auf sein männliches Vorrecht zu berufen. Wir zankten uns, einer selbstgerechter als die andere. »Laß sie doch«, sagte schließlich einer der Erwachsenen gereizt, »wenn sie das Maneschane sagen will. Du bist ein großer Bub. Schäm dich.« Die heilige Hagadah, das Gebetbuch für den Sederabend, kam aus der Hand des ärgerlichen Cousins quer über den Tisch auf mich zugeflogen. Der Streit war zu meinen Gunsten entschieden worden, aber viel Freude hatte ich daran nicht mehr, und man armete auf, als das kurze Frage-und-Antwort-Spiel, der Teil des Rituals, um den es sich handelte, vorüber war.

Nicht lange danach schrieb Friedrich Torberg in New York, die Hagadah in einem nachdenklichen Pessach-Gedicht in finsternen Zeiten gegen den Strich lesend und den Herrn bittend, er möge ihm die besagte Frage ersparen:

Denn ich bliebe dir stumm.

Herr, ich weiß nicht warum deinen Knechten

Ausgezeichnet vor allen Nächten

Diese heutige Nacht ist. Warum?

Mir gefällt diese Strophe, weil sie wie ein Nein vor dem Traualtar anmutet. Man ist aufsässig vor Gott, wenn man sich weiß nicht antwortet auf die Frage, warum die Nacht, in der wir die Rettung aus der ägyptischen Fron feiern, vor allen anderen Nächten ausgezeichnet sei. Damals zankte ich mich mit meinem Cousin um die Ehre, die Frage stellen zu dürfen. Heute schätze ich ihre Dekonstruktion, weil mir das Wenige, was mir an jüdischem Glaubensbekenntnis geboten wurde, abbröckelte, bevor es gefestigt war. Das wäre auch ohne Nazis geschehen. Unter den Nazis war es die Enttäu- schung, bei einem Schiffbruch eine morsche Rettungsplanke umklammert zu haben.

## 9

Es muß 1940 gewesen sein, ich war acht oder neun Jahre alt, im Kino um die Ecke wurde »Schneewittchen« gespielt. Der berühmte Walt Disney-Film läuft noch heute alle Jubeljahre mal in Amerikas großen Kinos, und wenn er auf dem Pro- gramm steht, ist es ein Volksfest für kleine wie für erwachse- ne Disneyfans. Ich bin seit meinem ersten Micky-Maus- Film, den ich noch vor dem Anschluß mit dem Kindermädel in einer Nachmittagsvorstellung innigst genoß, sehr gern ins Kino gegangen, und so wollte ich auch diesen Film unbe- dingt sehen, durfte aber als Jüdin leider nicht hinein. Dar- über klagte und schimpfte ich abwechselnd, bis meine Mut- ter vorschlug, daß ich doch einfach gehen sollte und basta.

Es war Sonntag, wir waren in der Nachbarschaft bekannt, hier ins Kino zu gehen, war eine Herausforderung. Meine Mutter war der Überzeugung, daß niemand sich darum kümmern würde, ob ein Kind mehr oder weniger im Saal säße, und gab mir zu verstehen, daß ich mich einerseits zu wichtig nehme, andererseits beschämend feig sei. Das konn- te ich nicht auf mir sitzen lassen, zog also drauf los, wählte die teuerste Platzkategorie, eine Loge, um nicht aufzufallen, und kam gerade dadurch neben die neunzehnjährige Bäckers-

tochter von nebenan und ihre kleinen Geschwister zu sitzen, eine begeisterte Nazifamilie.

Ich hab diese Vorstellung ausgeschwitzt und hab nie vor- her oder nachher so wenig von einem Film mitbekommen. Ich saß auf Kohlen, vollauf mit der Frage beschäftigt, ob die Bäckerstochter wirklich böse zu mir hinschielte, oder ob es mir doch nur so vorkäme. Die Niederrückigkeiten von Schneewittchens Stiefmutter verschwammen mir auf der Leinwand zu einem vorgekauften Brei unechter Schlechtig- keit, während ich und keine Prinzessin im wahren, tiefen- den Fernnäpfchen saß, umzingelt.

Warum bin ich nicht aufgestanden und weggegangen? Vielleicht, um mich meiner Mutter nicht zu stellen oder weil ich meinte, gerade durchs Aufstehen und Weggehen Auf- merksamkeit zu erregen, vielleicht nur, weil man nicht aus dem Kino geht; bevor der Film aus ist, oder am wahrschein- lichsten, weil ich vor Angst nicht denken konnte. Ich weiß ja nicht einmal, warum wir alle nicht rechtzeitig aus Wien weg sind, und vielleicht gibt es eine Familienverwandschaft zwi- schen dieser Frage und meinem Kinoproblem.

Als es im Saal hell wurde, wollte ich die anderen vorgehen lassen, aber meine Feindin stand und wartete. Ihre kleinen Geschwister wurden ungeduldig, die Große sagte »Nein, seid's stad« und sah mich streng an. Die Falle war, wie ge- fürchtet, zugeschnappt. Es war der reine Terror. Die Bäckers- tochter zog noch ihre Handschuhe an, pflanzte sich endlich vor mir auf, und das Ungewitter entlud sich.

Sie redete fest und selbstgerecht, im Vollgefühl ihrer ari- schen Herkunft, wie es sich für ein BDM-Mädel schickte, und noch dazu in ihrem feinsten Hochdeutsch: »Weißt du, daß deinesgleichen hier nichts zu suchen hat? Juden ist der Eintritt ins Kino gesetzlich untersagt. Draußen steht's beim Eingang an der Kasse. Hast du das gesehen?« Was blieb mir übrig, als die rhetorische Frage zu bejahen?

Das Märchen vom Schneewittchen läßt sich auf die Frage reduzieren, wer im Königsschloß etwas zu suchen hat und wer nicht. Die Bäckerstochter und ich folgten der vom Film

vorgegebenen Formel. Sie, im eigenen Hause, den Spiegel ihrer rassistischen Reinheit vor Augen, ich, auch an diesem Ort behemater, aber ohne Erlaubnis, und in diesem Augenblick ausgestoßen, erniedrigt und preisgegeben. Ich hatte mich unter Vorspiegelungen falscher Tatsachen hier eingeschlichen, den Nazivers bestätigend: »Und der Jud hat den Brauch, / Und es bringt ihm was ein, / Schmeißt man vorne ihn raus, / Kehrt er hinten wieder rein.« Wenn ich auch das Gesetz, das ich verletzt hatte, für ungerecht hielt, so war ich doch beschämt, ertrappt worden zu sein. Denn die Scham entsteht einfach dadurch, daß man einer verbotenen Tat überführt wird, und hat oft mit schlechtem Gewissen gar nichts zu tun. Wäre ich nicht erwischt worden, so wäre ich auf meine Waghalsigkeit stolz gewesen. So aber war es umgekehrt: Man sieht sich im Spiegel boshafter Augen, und man entgeht dem Bild nicht, denn die Verzerrung fällt zurück auf die eigenen Augen, bis man ihr glaubt und sich selbst für verunstaltet hält. Das hat W. B. Yeats, Irlands größter Lyriker, in Versen geschrieben, und hätte ich die Zeilen über den »mirror of malicious eyes« nicht erst zehn Jahre später auswendig gelernt, so wäre mir vielleicht wohler gewesen.

Es ging dann doch schneller vorbei als erwartet, für mich immer noch lang genug. Der Vertreterin unanfechtbarer Geizlichkeiten fiel nicht mehr viel ein. Wenn ich mich noch ein einziges Mal unterstehen tät, hierher zu kommen, so würde sie mich anzeigen, ich hätte ja noch ein Glück, daß sie's nicht gleich täte. Ich stand mit weit aufgerissenen Augen, einigermaßen erfolgreich meine Tränen schluckend. Die Platzanweiserin, die zugehört hatte, denn wir waren die letzten im Saal, half mir nachher in den Mantel, drückte mir meine Geldbörse, die ich sonst liegen gelassen hätte, in die Hand und sagte ein paar beruhigende Worte. Ich nickte, unfähig zur Gegenrede, dankbar für den Zuspruch, eine Art Almosen.

Es war noch hell, ich lief ein wenig durch die Straßen, wie betäubt. Ich hatte an diesem Nachmittag für meine Person, in meinem Bereich und ganz unmittelbar erfahren, wie es

mit uns und den Nazis stand. Daß der Schrecken in diesem Fall nicht ganz gerechtfertigt war, änderte nichts an der Tatsache, daß ich es nun wußte. Ich hatte das Gefühl gehabt, in tödlicher Gefahr zu schweben, und dieses Gefühl verließ mich nicht mehr, bis es sich bewahrheitete. Ohne es richtig durchdenken zu müssen, war ich von jetzt an den Erwachsenen voraus.

Ich kam weinend und wütend nach Hause, empört über meine Mutter und fand diesmal ausnahmsweise Unterstützung bei Tante Rosa. Meine Mutter zuckte die Achseln. »Wem fällt so was schon ein? Ein Kind bei einem Märchenfilm zu belästigen.« Und zu mir: »Reg dich nicht auf über die blöde Schikse. Es gibt Ärgeres.« Aber das war es ja gerade. War das nicht schon das Arge? Ich wär ja fast angezickt worden. Wo fing das Ärgere an? Wie sollte ich denn wissen, was ernst war und was nicht? Meine Mutter hatte gut reden, sie wußte vermutlich, wo man ertrinkt und wo man sich noch gerade über Wasser hält. Ich aber kannte mich nicht aus und wollte die Welt erklärt haben. Was war das Ärgste, konnte es letzten Endes etwas anderes als der Tod sein? Kein Mensch informierte einen. Warum nahm man meine Erfahrungen nicht ernst, warum war man nicht deutlicher? Daß meine Erwachsenen selbst nicht ein noch aus wußten und daß ich schneller lernte als sie, begriff ich natürlich nicht, oder war erst im Begriff, es zu begreifen. Ich gewann den Eindruck, daß im Begriff, es zu begreifen. Ich gewann den Eindruck, daß von meiner Mutter hauptsächlich schlechte Ratschläge zu erwarten seien. Dieser Eindruck war falsch. Wie andere Menschen erteilt meine Mutter abwechselnd schlechte und gute Ratschläge. Manchmal steckt Verfolgungswahn, manchmal Vernunft und exakte Information, manchmal Wohlwollen, manchmal Mißgunst dahinter, meistens jedoch ein undifferenzierter Instinkt, Gemisch aus unausgewogenen Lebenserfahrungen aller Art, eine trübe, brodelnde Suppe von Gedanken und Gefühlen. Mein mangelndes Vertrauen zu ihr, das mit diesem mißlungenen Kinobesuch anfang, hätte mich zwei, drei Jahre später, als sie wieder einmal recht hatte, fast das Leben gekostet.